



neukirchener
verlag

LESE-
PROBEN



neukirchener

Herbstneuheiten 2017



LESE- PROBEN



Jeanne Bishop

Herzenswende

Wie ich lernte, dem Mörder meiner Schwester zu vergeben

Ein wahrer Bericht über die größte Tragödie in Jeanne Bishops Leben – aber zugleich auch eine Mut machende Erzählung über die Kraft der Vergebung und Versöhnung.

gebunden, 12,5 x 20,5 cm, ca. 192 Seiten, mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-7615-6421-9

Ca. € 14,99 (D) / € 15,50 (A) / sFr 21,00

Ab August 2017 im Buchhandel erhältlich



Christina Schöffler

Warum ich da noch hingeh

Die Kirche, Jesus und ich

Kann ich nicht einfach alleine oder mit meinen Freunden Jesus nachfolgen und ab und zu eine Predigt auf Youtube schauen und alles rund um Kirche hinter mir lassen? Christina Schöffler ertappt sich dabei, wie sie leidenschaftlich dafür argumentiert, dass es sich lohnt, bewusst Teil einer Gemeinschaft am Leib Jesu zu sein – selbst wenn es oft mühsam und anstrengend ist.

kartoniert, 13,5 x 21,5 cm, ca. 224 Seiten

ISBN 978-3-7615-6437-0

Ca. € 12,99 (D) / € 13,40 (A) / sFr 18,20

Ab August 2017 im Buchhandel erhältlich



Wolfgang Thielmann (Hg.)

Alternative für Christen?

Die AfD und ihr gespaltenes Verhältnis zur Religion

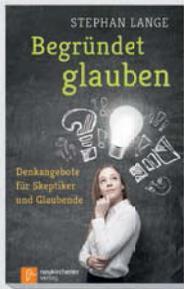
Die neue Partei am rechten Rand verursacht Streit. Die Kirchen kritisieren: Die AfD schlage nur aus den Ängsten der Menschen Kapital, ohne Lösungen zu bieten. Vertritt die AfD trotz der Kritik der Kirchen Themen, die Christen am Herzen liegen? In diesem Buch wird darüber eine engagierte Debatte ausgetragen.

gebunden, 13,5 x 21,5 cm, ca. 160 Seiten, mit Schutzumschlag

ISBN 978-3-7615-6439-4

Ca. € 17,00 (D) / € 17,50 (A) / sFr 23,80

Ab Juli 2017 im Buchhandel erhältlich



Stephan Lange

Begründet glauben

Denkangebote für Skeptiker und Glaubende

Skepsis hält Stephan Lange nicht nur für wichtig, sondern sogar für erwünscht – denn wer will sich bei einem so spannenden Thema wie dem Glauben schon mit simplen Behauptungen abspeisen lassen? Er möchte gute Gründe liefern, warum es vernünftig ist, von der Existenz Gottes und der Stimmigkeit des christlichen Glaubens auszugehen.

kartoniert, 12,3 x 19 cm, 192 Seiten

ISBN 978-3-7615-6432-5

€ 9,99 (D) / € 10,30 (A) / sFr 14,00

Ab Juni 2017 im Buchhandel erhältlich



Reiner Strunk

Verzehrende Flammen

Pfarrer Beermanns dritter Fall. Ein Kirchenkrimi

Eine Häufung rätselhafter Brandanschläge auf kirchliche Gebäude und Personen erregt heftige Irritationen. Pfarrer Beermann und Hauptkommissar Parler entdecken bei der Recherche Gruppierungen, die aus verschiedenen Gründen einer religiösen Radikalisierung verdächtig sind und davon träumen, eine gereinigte Kirche errichten zu können.

kartoniert, 12,5 x 20,5 cm, 192 Seiten

ISBN 978-3-7615-6418-9

Ca. € 12,99 (D) / € 13,40 (A) / sFr 18,20

Ab Juni 2017 im Buchhandel erhältlich

Jeanne Bishop
Herzenswende

Wie ich lernte, dem Mörder meiner Schwester zu vergeben



PROLOG

So komme hierher

Und leg' mein Buch, deinen Kopf und dein Herz zusammen

John Bunyan, Die Pilgerreise

Der Schotter knirschte unter den Reifen meines Autos, als ich auf den Besucherparkplatz der Vollzugsanstalt in Pontiac, Illinois, vorfuhr. Die Sonne schien grell. Ich ließ das Fenster herunter, um mit zusammengekniffenen Augen die Hinweisschilder an der Einfahrt zu lesen: keine Waffen, keine Schmuggelware, keine Kameras.

Ich parkte auf einem leeren Parkplatz und sammelte die wenigen Dinge ein, die ich für meinen Besuch mitnehmen durfte: meinen Autoschlüssel, einen Ausweis und zwei 25-Cent-Münzen für ein Schließfach. Sicherheitshalber tastete ich meine Jackentaschen ab, um nicht versehentlich verbotene Gegenstände wie ein Handy oder Stifte hineinzuschmuggeln.

Von einem der hohen Wachtürme schaute ein Wachmann zu, als ich die Autotür öffnete und ausstieg. Die Märzluft war kühl und klar. Ich atmete tief ein. Durch meine Arbeit als Pflichtverteidigerin bei Gericht war ich bewaffnetes Wachpersonal eigentlich gewohnt. Jetzt fühlte es sich aber anders an. Schließlich war ich nicht als Rechtsanwältin hier, um einen Mandanten zu sehen, sondern als Zivilperson, die einen Insassen besucht. Ich blickte zu ihm hoch. Wusste er, wer ich war? Warum ich hier war?

Ein langer Gehweg führte zum Wachhäuschen. Zu meiner Rechten stand ein großes, graubraunes Gebäude, aus dem ich ein Wirrwarr von Männerstimmen hören konnte. Die dicken Gefängnismauern dämpften die Geräuschkulisse, sodass für mich alles nur weit entfernt und unverständlich klang.

Ich straffte meine Schultern und ging die Rampe hoch, die in das Wachhäuschen führte. Drinnen saßen zwei Wachen, eine Frau und ein Mann in

dunkelblauen Uniformen, desinteressiert hinter der Rezeption, an der sich die Gefängnisbesucher anmelden mussten. „Wen wollen Sie sehen?“, fragte der Mann gelangweilt.

Ich nannte den Namen des Insassen. Es fühlte sich seltsam an – als würde ich zum ersten Mal eine Zigarette in den Mund nehmen oder die ersten Worte in einer fremden Sprache sprechen. Ich hatte mich 20 Jahre lang geweigert, diesen Namen überhaupt auszusprechen; ein Name, von dem ich mir gewünscht hätte, er würde in Vergessenheit geraten, an einen Ort verbannt, den nur Gott noch hätte finden können. Es war der Name des Mannes, der meine jüngere Schwester, ihren Mann und deren ungeborenes Kind vor beinahe 23 Jahren umgebracht hatte. Ich hatte mir geschworen, diesen Namen niemals wieder auszusprechen.

Aber Gott hatte andere Pläne gehabt.

Der Wachmann gab mir einen Stift und schob mir das Anmeldeformular über die Rezeption zu. Auf dem Zettel waren eine Reihe von Feldern, die Besucher ausfüllen müssten: Name, Adresse, Ausweisnummer und ähnliche Informationen. Alles kein Problem, bis ich zu dem Feld „Beziehung zum Straftäter“ kam. Wie gelähmt hielt ich inne. Der Stift in meiner Hand schwebte über dem Formular.

Beziehung zum Straftäter? Was genau war meine Beziehung zu dem Mann, dessen Namen ich kaum über die Lippen bringen konnte? Früher hätte ich geschrieben: Er – Mörder, ich – Familie des Mordopfers. Und an diesem Punkt hätte unsere Beziehung auch aufgehört. Jetzt aber würde sich meine Beziehung zu ihm ändern und nicht mehr von irgendwelchen Kategorien bestimmt werden. Wir, zwei menschliche Wesen, würden uns von Angesicht zu Angesicht treffen. Ich würde in die Augen blicken, die meine Schwester in den letzten Momenten ihres Lebens angestarrt hatten. Ich würde die Stimme hören, die ihr befohlen hatte, in den Keller ihres gemütlichen Vorstadthäuschens zu gehen, kurz bevor der Inhaber der Stimme eine Waffe auf den Hinterkopf meines Schwagers richtete.

Und ich würde die Hand schütteln, die diese Waffe gehalten hatte.

Ich fühlte mich hilflos. Bei Einträgen der vorherigen Besucher standen so Dinge wie „Onkel“, „Mutter“, „Freundin“ oder „Bekannter“.

Wir hatten uns bisher nie gesehen, nie miteinander geredet. Er war kein Freund. Auch kein Teil meiner Familie. Wie sollte ich mich selbst ankündigen? Ich schrieb das einzige Wort hin, das mir einfiel: „Besucherin“.

Der Wachmann beäugte meinen Eintrag kritisch. „Gehören Sie zur Familie?“, fragte er.

„Nein.“

„Bekannte“, murmelte er und ergänzte das Wort auf dem Anmeldeformular.

Ich schloss meinen Autoschlüssel in einem kleinen Metallspind links von der Rezeption ein und warf die beiden 25-Cent-Stücke in den dafür vorgesehenen Schlitz. Der Vater des Täters hatte mir die Münzen gegeben, als ich ihm erzählte, dass ich seinen Sohn besuchen würde. Er hatte das Geld in meine Handfläche gelegt, meine beiden Hände in die seinen genommen und „Gott segne Sie“ gesagt.

Die Wachfrau führte mich in einen kleinen Raum, der gegenüber der Spindreihe lag, und schloss die Tür hinter sich. „Bitte ziehen Sie ihre Schuhe aus“, sagte sie und inspizierte diese daraufhin. Anschließend tastete sie meine Arme, Beine und Oberkörper gründlich ab. Tonlos wünschte sie mir einen schönen Aufenthalt und schob mich zur Tür raus.

Die andere Wache betätigte den Öffner für die schwere Stahltür, die in den Besuchertrakt des Gefängnisses führte. Ich betrat ein kleines Wartezimmer. Der Raum war vollkommen unpersönlich gestaltet worden: billiger Linoleumboden, Plastikstühle, ein paar Snackautomaten und ein Wasserspender. Ich setzte mich neben ein älteres Pärchen; beide trugen Jeans und Regenjacken. Er saß leicht nach vorne gelehnt, Hände zwischen die Knie geklemmt. Sein Gesicht wies ähnlich viele Falten auf wie seine Jacke. Seine Frau, blasses Gesicht von enganliegenden, lockigen Haaren umrahmt, saß still neben ihm. Ihnen gegenüber saß ebenfalls ein älteres Paar: der Blick des Mannes auf den Boden gesenkt, der der Frau gedankenverloren in die Ferne gerichtet. Sie hätten das Spiegelbild der beiden neben mir sein können. Auf allen Gesichtern sah man eine Mischung aus Schmerz, sturem Ehrgefühl und Hoffnung, was mir verriet, dass beide Paare wohl hier waren, um ihre Söhne zu besuchen.

Niemand sprach. Alle warteten auf den Moment, in dem die Namen aufgerufen werden würden – nicht unsere, sondern die der Insassen. Angespannt starrte ich auf die Tür, aus der die Wache kommen würde. Irgendwann, nachdem die Elternpaare bereits aufgerufen worden waren, trat eine weibliche Justizbeamtin aus der Tür und rief einen unbekannt Namen. Ich reagierte erst gar nicht, bis mir bewusst wurde, dass sie den Namen „meines“ Insassen falsch ausgesprochen hatte.

Ich sprang auf. Der Moment war gekommen. Ich folgte ihr durch den Korridor, in dem ich ihn zum ersten Mal treffen würde. Sein Vater hatte mir geraten, wie ein Gefängnisbesuch normalerweise ablief: Die Wachen bringen den Gefangenen heraus, und die Besucher haben die Gelegenheit ihn zu begrüßen. Danach wird der Gefangene hinter eine gläserne Wand geführt und die Parteien setzen sich an Tische, die auf beiden Seiten der Abtrennung stehen. Die Prozedur gab mir ein wenig Halt, während ich mit klopfendem Herz auf ihn wartete. Immerhin wusste ich, was passieren würde. Ich hatte jedoch keine Ahnung, was danach geschehen würde.

Am anderen Ende des Korridors öffnete sich summend eine Tür und ein großgewachsener, drahtiger Mann kam herein. Seine braunen Haare waren an den Seiten kurz geschoren, die blau-weiß-gestreifte Gefängniskleidung hing lose an ihm herab. Er blickte in meine Richtung und lächelte nervös. Sein Gesicht rötete sich leicht.

Ich ging auf ihn zu und streckte ihm meine Hand entgegen.

„Hallo, ich bin Jeanne Bishop ...“

Christina Schöffler
Warum ich da noch hingeh
Die Kirche, Jesus und ich



Wir folgen Jesus und an ihm hängt unser Herz. Punkt.
Die Jesusfreaks¹

ER RUFT ZU SICH, DIE ER WOLLTE

Und er steigt auf den Berg und ruft zu sich, die er wollte. Und sie kamen zu ihm; und er berief zwölf [...], und er gab dem Simon den Beinamen Petrus, und Jakobus, den Sohn des Zebedäus, und Johannes, den Bruder des Jakobus, und er gab ihm den Beinamen Boanerges, das ist Söhne des Donners, und Andreas und Philippus und Bartholomäus und Matthäus und Thomas und Jakobus, den Sohn des Alphäus, und Thaddäus und Simon, den Kananäer, und Judas Iskariot, der ihn auch überlieferte.“

Markus 3,13.16-19

WIE PASST IHR DENN ZUSAMMEN?

Vor einigen Jahren saß ich mit einer Gruppe aus unserer Gemeinde vor einem der coolsten Orte Stuttgarts: einem ehemaligen Klo-Häuschen, das zu einer Kneipe umgebaut worden war. Hier ist im Sommer immer was los. Man bestellt sich ein Bier oder irgendein anderes Getränk und lässt sich zusammen mit vielen anderen, meist jungen, Leuten auf dem warmen Boden vor der Kneipe nieder. Wir kamen öfter nach dem Gottesdienst zusammen hierher. An diesem Abend schaute immer wieder ein Kellner beim Einsammeln der Biergläser zu unserer Gruppe hinüber. Irgendwann sprach er einen von uns an und es platzte förmlich aus ihm heraus: „Ich beobachte euch jetzt schon eine ganze Weile und frag mich echt: Wie passt ihr denn zusammen? Was seid ihr für eine Gruppe?“ Erst mal herrschte bei uns verblüfftes Schweigen. Was meinte der Typ? Wir sahen uns an: Da saß ein gestyltes Mädchen, das später noch in einen ihrer geliebten Drum'n' Base-Clubs abziehen wollte, neben einem Jungen in zerrissenen Jeans und mit punktigem Haarschnitt. Ein tätowierter Musikmana-

¹ Aus der Charta der Jesusfreaks Deutschland, Vision und Werte, 1. Satz.

ger saß neben einem Mädchen in langem Hippierock, ein Ingenieur unterhielt sich mit einem Obdachlosen und ein paar Studenten und Normalos rundeten das Bild ab. Tatsächlich – wir waren eine ziemlich bunte Truppe! Lachend erklärten wir dem Typen, dass wir alle Jesusfreaks wären, also alle Jesus liebten. Mit verwundertem Kopfschütteln sammelte er unsere Gläser ein und zog wieder ab.

Denke ich an die Kirche Jesu, dann muss ich immer auch an diesen Abend denken. Weil er mir vor Augen führt, was der Schatz und gleichzeitig auch die Herausforderung von Gemeinden, Kirchen, Gemeinschaften, Hauskirchen, Megachurches – welche Form auch immer – ist: Wir sind keine homogene Gruppe von Freunden und Menschen, die wir uns selbst ausgesucht hätten, um zusammen Jesus nachzuzufolgen. Sondern wir treffen uns mit den Leuten bei Jesu, die er zu sich gerufen hat.

Ich habe bis hierher über Kirche so geschrieben, dass man meinen könnte, ich verstünde darunter die Institution, das Gebäude, in dem wir uns jeden Sonntag treffen. Und teilweise verbinde ich mit dem Begriff tatsächlich genau das, was auch bei Wikipedia als Erstes zu lesen ist: „Die Kirche ist ein sakrales Bauwerk des Christentums.“ Das ist wohl das, was bei den meisten unserer Mitmenschen im Kopf auftaucht, wenn sie das Wort „Kirche“ hören. Aber das Wort „Kirche“ gibt Hinweis auf die tiefere Wirklichkeit, in die wir uns begeben: Im Urtext des Neuen Testaments steht das griechische Wort *ekklesia*, das vom

Kirche – das sind einfach die Leute, die sich um Jesus sammeln, weil er sie gerufen hat, ihm nachzuzufolgen.

Verb „herausrufen“ kommt. Kirche ist in ihrer ursprünglichsten Form also kein Gebäude und auch nicht die gute Idee von ein paar Leuten, einen kleinen, elitären Club zu gründen. Kirche – das sind einfach die Leute, die sich um Jesus sammeln, weil er sie gerufen hat, ihm

nachzuzufolgen. Und der Satz „Wir gehen nicht zur Kirche, wir SIND Kirche“ ist von daher genau richtig.

Die zwölf Jungs, die Jesu ganz am Anfang zu sich gerufen hat, waren auch so eine bunte Truppe. Sollte sie jemand beobachtet haben, wie sie ohne Jesu in irgendeiner Kneipe in Jerusalem saßen, dann hätten sich so einige darüber gewundert, wie diese Leute zusammenpassen: der Zöllner Levi neben Jakobus, dem Fischer (so was wie korrupter Banker neben einfachem Arbeiter), Thomas, der Denker und Zweifler, neben Petrus, dem Hitzkopf und zukünftigem Fels, Johannes, der Donnersohn, den Jesu Liebe überwältigt hat, neben Simon, dem paramilitärischen Widerstandskämpfer, daneben Judas, der spätere Ver-

räter, und einige mehr (auch ein paar Jüngerinnen zogen mit Jesus umher!). Das war kein netter Freundeskreis, der sich hier freiwillig zusammenfand. Was sie an einen Tisch gebracht hat, war die Einladung Jesu, zu ihm zu kommen. An SEINEN Tisch. Und so saßen sie zusammen wie eine Familie, die man sich nicht ausgesucht hat, und sollten lernen, Jesus zu lieben und einander zu ertragen.

WILLKOMMEN ZU HAUSE

Aber es wartete eine noch größere Überraschung auf sie. Jesus deutete es bei Nikodemus an, dem suchenden Pharisäer, der in der Nacht zu ihm kam: Wer Jesus nachfolgt und damit Teil von diesem neuen Reich Gottes wird, in dem geschieht so etwas radikal Neues, dass man es nur mit dem Bild einer Geburt umschreiben kann. Sie werden neu. Sie lassen das alte Leben hinter sich und werden hineingeboren in die Familie der Kinder Gottes. Wow. Wenn Jesus es nicht selbst gesagt hätte, würde man es kaum wagen, so große Worte in den Mund zu nehmen. Da ruft Gott uns heraus, zu sich. Er macht uns neu und sagt: „Willkommen zu Hause, mein Kind. Von jetzt an gehörst du zu einer ganz besonderen Familie – du kannst auch Kirche dazu sagen.“

**Von jetzt an gehörst
du zu einer ganz
besonderen Familie –
du kannst auch
Kirche dazu sagen.**

Und mitten in dieser Gemeinschaft werden wir großgezogen. Wir werden erst mal überhaupt nichts können, sondern ganz viel empfangen. Wir werden die Milch aufsaugen, die uns angeboten wird, wir werden staunen und lernen und hinfallen und auf Dingen rumkauen, die wir lieber nicht in den Mund nehmen sollten – wie Babys das eben tun. Wir werden uns streiten und genau abgrenzen, was meins und was deins ist, und wir werden langsam miteinander lernen, was das neue Leben bedeutet. Was es aus uns macht. So ähnlich, glaube ich, ist es. Das ist einfach Gottes Plan.

Er hätte uns auch als krasse Einzelkämpfer ausbilden können. Unabhängig. Stark. Gott und ich. Gegen den Rest der Welt. Aber das war nie der Plan. Der Plan ist: Wir werden wiedergeboren und dann blutverschmiert und hilflos schreiend aufgenommen in den Kreis einer neuen, großen Familie. Welcome home. Bonhoeffer schreibt dazu, dass die christliche Gemeinschaft kein Ideal ist, das wir schaffen müssten, sondern „eine von Gott in Christus geschaffene Wirklichkeit, an der wir teilhaben dürfen“.² Das hat etwas sehr Entspanntes für Menschen wie mich, die leicht alles als Auftrag sehen und die Kirche eher

² Dietrich Bonhoeffer: Gemeinsames Leben, 3. Auflage, Evangelische Verlagsanstalt, Berlin 1962, S. 17.

als Bauprojekt verstehen als ein Familientreffen. Aber es ist tatsächlich so: Zuerst ist Kirche eine Realität, an der wir einfach Anteil haben dürfen.

ES LEBE DIE VIELFALT

Und diese Realität kann ziemlich überwältigend sein. Paulus geriet in seinen Briefen immer wieder darüber ins Schwärmen: Plötzlich saßen Juden neben Nicht-Juden (bisher hatten Juden noch nicht mal das Haus von Heiden betreten, weil sie sich dadurch verunreinigt hätten!), Sklaven neben Freien, Männer neben Frauen, Arme neben Reichen, Fromme neben stadtbekanntem Sündern – ich glaube, wir können uns nicht annähernd vorstellen, wie revolutionär das war! Im Tempel wurden die Besucher streng nach Rasse und Geschlecht getrennt, manche kamen erst gar nicht rein. Und hier, in den Versammlungen der ersten Christen, saßen sie alle an einem Tisch. Das war im wahrsten Sinne des Wortes Mauern sprengendes Evangelium! Dass es an dem Tisch oft ganz schön wild zuging, das kann man sich denken und durch die Briefe von Paulus an die Gemeinden auch bildlich vorstellen. Es gab Diskussionen und Zoff und Kampf um die besten Plätze am Tisch – und trotzdem: Für Paulus war schon die Tatsache, dass sie durch Jesus nun alle zu Gottes Kindern gehörten, ein unaufhörlicher Grund zum Staunen. Die Mischpoke Gottes. Seine bunte Familie! Zu der bis heute Tag für Tag neue Kinder hinzukommen. Wie oft habe ich schon etwas von diesem Reichtum erlebt, wenn ich mit meinen Geschwistern aus allen Ecken der Welt und aus allen Schichten der Gesellschaft zusammensaß, um gemeinsam Jesus zu feiern.

Aber so sehr wie diese Vielfalt auch ein Geschenk ist – im Alltag ist sie schon eine ganz schöne Herausforderung! Familie eben. Menschen, von denen wir

Wenn wir Jesus nachfolgen, dann hat er seine ganze Sippe im Schlepptau: alle Angehörigen, mit denen wir gut klarkommen, und alle, die wir lieber nicht dabei hätten.

wissen: Wir gehören zusammen und brauchen einander, aber sie können uns auch bis aufs Blut reizen und in den Wahnsinn treiben. Wir stolpern schimpfend über das Chaos, das sie hinterlassen, haben die Schnauze voll davon, ihnen hinterher zu räumen, und manche Mitglieder der Familie sind uns einfach nur peinlich, wir stöhnen über ihre merkwürdigen Einstellungen

und ihretwegen sind wir um den Ruf der Familie besorgt. Aber wenn wir Jesus nachfolgen, dann hat er seine ganze Sippe im Schlepptau: alle Angehörigen,

mit denen wir gut klarkommen, und alle, die wir lieber nicht dabei hätten. Wir wurden hineingeboren und jetzt bemühen wir uns, einander zu lieben, mit allen Schwächen, Fehlern, Stärken, Ecken und Kanten. Und wir versuchen, uns dabei nicht aufzufressen³. Und genau daran, an dieser völlig unromantischen Liebe untereinander, sagt Jesus, wird die Welt erkennen, dass wir zu ihm gehören.

Ich glaube, es ist gut, wenn wir beides wahrnehmen: das große Geschenk dieses Clans und die große Herausforderung, die so eine Familie mit sich bringt. Es ist manchmal nicht einfach, Enttäuschungen zu überwinden, sich wieder zusammen an den Tisch zu setzen, einander weniger den Kopf und vielmehr die Füße zu waschen und uns um Gottes Willen zu ertragen. Aber unser Papa ist nun mal durch und durch Familienmensch.

Ich bin mir bewusst, dass das sehr vereinfacht geschrieben ist und ich will hier keine Probleme unter den Teppich kehren. Denn genau das ist ja der Punkt, an dem sich so mancher innerlich von der Kirche verabschiedet hat: Weil er vermeintliche Geschwister Dinge tun sieht, die überhaupt nicht zu dem Gute-Nachricht-Mauern-sprengenden-Evangelium von Jesus passen. Ja, seien wir ehrlich: Manche ziehen mit ihrem Verhalten den Ruf der ganzen Familie in den Dreck – und, noch schlimmer, den Ruf Jesu, wenn sie es in seinem Namen tun. Manchmal bewundere ich einfach Gottes Zurückhaltung: Dass er nicht öfter klar Schiff macht am Tisch und ein paar Leute, die nur so tun als würden sie mit dazugehören, rausschmeißt. Wahrscheinlich ist es einfach seine Gnade, die jedem von uns noch Zeit gibt umzukehren. Von dieser Gnade trinke ich selbst ständig – und ich ahne, dass wir weiterhin eine ganze Menge davon füreinander brauchen werden.

AM ANFANG DAS STAUNEN

Trotz allem – am Anfang soll einfach mal das Staunen stehen. Darüber, dass wir seine Kinder sein dürfen! Dass es für jeden von uns einen Platz an seinem Tisch gibt. Das ist die von Gott geschaffene Wirklichkeit. Wir kommen aus allen Richtungen und treffen uns am Kreuz. Wir sind Kirche in ihrem ursprünglichsten Sinn: Menschen, die dem Ruf Jesu gefolgt sind. Dem Ruf des Rabbis mit der Dornenkrone. Dem Ruf des dienenden Königs. Unseres Erlösers. Und während wir eigentlich vor allem zu unserem Freund und Retter wollen, breitet der die Arme aus und sagt: „Willkommen in Gottes großer, bunter, verrückter Familie. Ihr gehört zusammen. Liebt einander mit der Liebe, mit der

³ Galater 5,15

ich euch liebe. Seid Salz und Licht in dieser Welt.“ Und immer da, wo wir das versuchen, im vollen Bewusstsein unserer geistlichen Armut, im Wissen, dass wir Jesus und auch einander brauchen, da erleben wir *ekklesia*. Die Herausgerufenen. Gemeinschaft der Heiligen und Sünder. Und Jesus mitten unter uns.

**weder jude
noch heide
weder frau
noch mann
weder sklave
noch freier
noch untertan**

**weder alt
noch behindert
weder arm
noch reich
weder freak
noch pastor
alle gleich**

**weder schwarz
noch weiß
weder gesund
noch krank
weder linker
noch rechter
weder papst
noch punk**

**weder soldat
noch pazifist
weder frommer
noch sündler
weder fremder
noch nachbar**

**weder banker
noch bauer
weder hure
noch priester
weder schwul
noch straight
weder harzer
noch minister**

**IN JESUS
alles
GOTTES KINDER.**

Wolfgang Thielmann (Hg.)

Alternative für Christen?

Die AfD und ihr gespaltenes Verhältnis zur Religion



Vorwort des Herausgebers

Sie kommen nicht voneinander los

Die AfD, das Christentum und die Kirchen – eine spannende Dreiecksbeziehung

Wolfgang Thielmann

Kirchen und Religion haben den Weg der „Alternative für Deutschland“ begleitet. Sie selber pflegt eine schillernde Verbindung zu beiden. Seit der Gründung der AfD 2013 im Gemeindesaal der evangelischen Christuskirche in Oberursel im Taunus ist das Band zwischen ihnen nicht abgerissen – bis hin zu der Springflut der von Abneigung und Hass geprägten Kirchenkritik während des Parteitages im April 2017 in Köln. Die Kirchen haben sich mit dem Satz „Unser Kreuz hat keine Haken“ klar gegen die Drift der Partei ins deutsch-nationalistische Fahrwasser gestellt. Das hat die Partei getroffen. Denn die AfD fordert selber die Deutungsmacht darüber, was christlich ist.

Wie gehen Kirchen mit der Partei um, mit den Überzeugungen ihrer Mandatsträger, mit den Verbindungen zwischen Kirchen- und Parteiamt und mit der Sympathie auch von Christen zu konservativen oder auch rechten Über-

zeugungen? Davon handelt dieses Buch. Die Autorinnen und Autoren schauen genau auf die Entwicklung der Partei, auf ihre Überzeugungen und auf ihre Strategien. Dieses Buch möchte Kirchen, Gemeinden und Gruppen helfen, sich mit der AfD auseinanderzusetzen, aber das Gespräch nicht aufzugeben.

Die drei Gründungssprecher der neuen Partei am rechten Rand des politischen Spektrums sahen sich im konservativen Protestantismus zuhause, die Pfarrersgattin Frauke Petry, der Wirtschaftsprofessor Bernd Lucke und der Publizist Konrad Adam. Nach Luckes Ausscheiden 2015 wurde Jörg Meuthen der zweite Sprecher neben Petry. In den Monaten vor Erscheinen dieses Buches hat er sich mit seiner Opposition gegen Frauke Petry weiter in den Vordergrund gespielt. Zum Auftakt des Kölner Wahlparteitages im April 2017 intonierte er die Kritik an den Kirchen mit dem Vorwurf, angesichts der Aktionen der Kirchen gegen die Positionen der AfD – er nannte sie „klerikalen Klamauk“ – hätten ihn zum ersten Mal über einen Kirchenaustritt nachdenken lassen. Meuthen ist Katholik und sieht sich bei den Schriften des deutschen Papstes Benedikt XVI. religiös zuhause.

Mit diesem Hintergrund ist die Partei zum wichtigsten Teil der neuen nationalistischen Bewegungen geworden. Zugleich hat sie sich geöffnet für Vertreter eines rechten Spektrums, das mit Religion nichts anfangen kann, wenn sie nicht „schön deutsch“ bleibt. Repräsentanten beider Richtungen forderten ein Ende der Kirchensteuer und den Entzug der Körperschaftsrechte, weil Gemeinden Kirchenasyl anbieten und die Kirchen die Partei kritisieren. Ins Wahlprogramm der Bundestageswahl 2017 wurde die Forderung aufgenommen, die staatliche Finanzierung von Bischofsgehältern zu beenden. Tatsächlich ist das an nur noch wenigen Stellen der Fall, vor allem in der katholischen Kirche. Die Kirchen haben erkannt, dass diese Form der Finanzierung nicht mehr in die Zeit passt. Die Forderung stößt in die Debatte um Staatsleistungen an die Kirchen. Fachleute beziffern den Betrag auf etwa 400 Millionen Euro im Jahr. In den Kirchen wie in der Politik ist in den letzten Jahren die Bereitschaft gewachsen, eine Ablösung anzugehen, die schon die Weimarer Reichsverfassung vorsah. Keine Seite hatte früher Interesse daran. Denn der volkswirtschaftliche Nutzen der Kirchen ist immens, und eine Ablösung würde Löcher in Bundes- und Landeshaushalte reißen. Doch der hohe Symbolwert der Staatsleistungen hat das Interesse an einer Lösung wachsen lassen.

In der AfD bekam das Thema einen neuen Zusammenhang. Bisher nährten Staatsleistungen die kritische Frage, ob Staat und Kirche wirklich getrennt seien. An dieser Frage hat die AfD kein Interesse. Ihr geht es weniger um eine Unterscheidung zwischen Staat und Religion, als um die staatliche Kontrolle der Religion. Das wird besonders an ihren Vorstellungen klar, den Islam zu reglementieren und etwa die Vollverschleierung oder auch den Bau von Minaretten zu verbieten.

Das schlägt auf das Verhältnis zu den Kirchen durch. Die bisherigen Äußerungen zeigen die Absicht der AfD, Religion nach Wohlverhalten zu honorieren oder zu sanktionieren. Dabei muss sie zwischen Christentum und Kirchen unterscheiden. Am deutlichsten formuliert das der niedersächsische Landesvorsitzende Armin Paul Hampel: Er sei schon vor 25 Jahren aus der evangelischen Kirche ausgetreten. Diese sollte „die Bezeichnung ‚christlich‘ aus ihrem Namen streichen, weil sie das Christentum nicht mehr vertritt“. Er versteht sich jedoch, wie er sagte, als „überzeugter Christ und Lutheraner“.

Die AfD braucht das Christentum. Es steht im Parteiprogramm als eine Quelle der deutschen Leitkultur. Auch dient es als Begründung dafür, dass der Islam nicht zu Deutschland gehört. Für den Islam möchte die AfD die Religionsfreiheit einschränken. Das Christentum ist eine Basis der Partei, der Islam ihr Schreckbild. Und die Kirchen entwickeln sich, neben der etablierten Politik und den Medien, zur Reibungsfläche, an der die AfD ihr Licht zum Leuchten bringen will.

Die großen Kirchen haben zunächst die Entwicklung der AfD abgewartet. Bald gingen sie auf Distanz zu der neuen Partei, besonders zu ihren rechtskonservativen und nationalistischen Flügeln. Die aber scheinen aus jeder Krise stärker hervorzugehen.

Die neue Partei organisierte sich wie keine vor ihr über das Internet, den Platz der lauten Stimmen und des Streits ohne Hemmungen. Mit Facebook, Twitter und Whatsapp konnte sie sich weit schneller entwickeln als alle Parteien vor ihr, lauter und plakativer und zugleich anonymer. Das wirkt sich aus bis in die Dörfer. Es erschwert das Gespräch mit denen, die sich für die Positionen der AfD öffnen, aber kaum darüber sprechen, weil sie die Kritik scheuen, mit der sie rechnen müssen. Über die elektronischen Medien konnte die Partei

„alternative Fakten“ behaupten und falsche Nachrichten verbreiten. Währenddessen entzieht sie sich unbequemen Fragen. Kritische Journalisten erhalten kaum Zutritt zu Versammlungen und Parteitag. Viele Repräsentanten der Partei lassen sich am liebsten nur ausgewählte Fragen stellen. Der Kölner Parteitag forderte eine Beschneidung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks.

Besonders klar wird die rechtsnationalistische Ausrichtung der Partei am thüringischen Landesvorsitzenden Björn Höcke. Er polarisierte seine eigene Partei mit einer Rede im Dresdner Ballhaus Watzke. Dort kritisierte er einen „Import fremder Völkerschaften“, der das Sozialsystem und den sozialen Frieden gefährde. Und er forderte eine „erinnerungspolitische Wende“: Statt der „dämlichen Erinnerungspolitik“ brauche Deutschland eine „Erinnerungskultur, die uns vor allen Dingen und zuallererst mit den großartigen Leistungen der Altvorderen in Berührung bringt.“ Das Berliner Holocaust-Denkmal bezeichnete er als ein „Mahnmal der Schande“. Während dieses Buch entstand, lief ein Parteiausschlussverfahren gegen ihn. Doch die Stimmen, die sich von seiner Einstellung distanzieren, wurden immer leiser, der Weg in den rechten Nationalismus offensichtlich.

Kurz vor dem Kölner Parteitag im April meldete sich erneut der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland, Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm. Er verurteilte den Nationalismus, den die Partei pflegt, mit deutlichen Worten: „Wer sein eigenes Land oder seine eigene Volksgruppe überhöht und gegen die anderen in Stellung bringt, produziert Hass, irgendwann Gewalt und am Ende vielleicht sogar wieder unzählige Tote. Deswegen sage ich: Nationalismus ist eine Erscheinungsform von Sünde.“

Dieses Buch will trotz dieser Tendenz zur Abgrenzung der AfD von der Kirche bei gleichzeitiger Indienstnahme des Christentums das Gespräch befördern. Deshalb kommt auch der Jurist Hartmut Beucker aus Wuppertal zu Wort, der sich für die AfD um ein Landtagsmandat bewarb. Wegen seines Parteiamtes trat das Presbyterium geschlossen zurück, dem er angehörte.

Auch die Vorsitzende der Gruppe „Christen in der AfD“, Anette Schultner, war zur Mitwirkung angefragt. Sie hat aber auf keine Einladung reagiert. Während des Kölner Parteitags unterstützte sie die Kirchenkritik der Funktionäre.

Schultner gehört zu einer Freien evangelischen Gemeinde, also zu einer evangelischen Freikirche. Zur AfD kam sie über ihre Mitwirkung an der „Demo für alle“ in Hannover, ein Aktionsbündnis von Gegnern gegen den sogenannten „Genderwahn“ und gegen Bildungspläne in Baden-Württemberg und Hessen. Sie kämpft gegen Abtreibung und Christenverfolgung und für die traditionelle Ehe, Themen, die auch an den konservativen Rändern der beiden großen Kirchen Gewicht haben, bei Rechtskatholiken und Evangelikalen. Unter den „Christen in der AfD“ soll es eine konservativ-katholische Mehrheit geben. Ehemalige Spitzenfunktionäre aus den Landesverbänden suchen hier eine neue Chance zur Profilierung. Noch ist offen, wie wichtig der Kreis für die Partei wird.

Die „Alternative für Deutschland“ ist die Partei der heilen Welt. Ihr Deutschland besteht aus Reinräumen und Klartexten. Es ist die Welt der kulturellen, ethnischen, wirtschaftlichen und politischen Eindeutigkeit. Die AfD verspricht, dass es solche reinen Räume und guten Zeiten gegeben hat und dass sie die Menschen wieder dahin führen kann. Sie spricht Enttäuschte an, die sich als Verlierer fühlen, denen die Übersicht abhandengekommen ist. Sie besetzt den Begriff des Konservativen.

Dabei ist die AfD kein Sammelbecken für Unzufriedene am Rand der Gesellschaft und keine Prekariatspartei, auch wenn etwa Alexander Gauland sie als Partei der kleinen Leute bezeichnet. Das sahen zu Unrecht Kommentare voraus, als der Gründungsparteichef Bernd Lucke im Sommer 2015 abgewählt wurde, weil er die rechtskonservative Drift in den Landesverbänden nicht mitmachen wollte. Doch die AfD ist nicht einfach an den rechten Rand der Gesellschaft abgewandert, wie vergleichsweise die NPD. Ihre Funktionäre sind Unternehmer, Lehrer und Anwälte. Sie ist also alles andere als ein Randgruppenphänomen. Eine Studie des Instituts der Deutschen Wirtschaft brachte im März 2017 zutage, dass die Partei in der Mitte der Gesellschaft zuhause ist. Das belegen das Einkommens- und Bildungsniveau. Mit 2200 Euro Nettoeinkommen stehen die Anhänger der Partei leicht besser da als der Schnitt der Bevölkerung. 55 Prozent von ihnen haben ein mittleres Bildungsniveau, etwa einen Sekundarschulabschluss, 25 Prozent ein hohes, und nur jeder Fünfte ist weniger gebildet.

Größer als im Schnitt ist aber die Angst vor der Zukunft. 82 Prozent der Sympathisanten fürchten negative Folgen der Zuwanderung. Fast so hoch rangiert die Sorge vor einer steigenden Kriminalität. Die AfD, so bilanziert die Studie, sei die Partei der „sich ausgeliefert fühlenden Durchschnittsverdiener“.

Auf der Klaviatur dieser Angst intonieren die AfD-Funktionäre ihr Lied vom Verschwinden der Harmonie.

Längst sind auch die kritischen Stimmen im Inneren der Partei laut geworden. Mitgründer Konrad Adam verteidigte noch im Dezember 2016 in der evangelikalischen Zeitschrift *idea-Spektrum* die Linie der Partei. Noch klang seine Kritik vorsichtig: Dass Frauke Petry forderte, den Begriff „völkisch“ auch positiv zu sehen, fand er nicht rechtsextrem, aber ungeschickt. Im April 2017 erhob er in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung schwere Vorwürfe gegen die Führung und die skandalträchtige Landtagsfraktion in Sachsen-Anhalt. Er kritisierte – wie auch die Kirchen – ein gebrochenes Verhältnis zu demokratischen Verfahren. Seiner Führungskollegin Petry warf er „Methoden einer Kaderpartei“ vor. Ihren neuen Ehepartner Marcus Pretzell bezeichnete er als „Zigeuner der Macht“. Inhaltlich stehe er für nichts. In Teilen sei die AfD zweifellos unseriös. „Ich frage mich“, sagte Adam, „ob das noch die Partei ist, die ich gewollt habe.“ Doch vor dem Kölner Parteitag trat er aus der Kirche aus.

Kirchen müssen das Gespräch mit der AfD führen und mit deren Anhängern in den eigenen Reihen. Ihr Auftrag verpflichtet sie, ihre Stimme für Menschen in Not zu erheben und für eine Gesellschaft einzutreten, die niemand ausgrenzt. Darin liegt ein Grund, auch mit denen zu reden, die im Ausschluss und in der Abgrenzung die Zukunft sehen.

Und sie müssen offen bleiben für Kritik. Der frühere EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber sagte im April 2017 in der renommierten Berliner Stiftungsrede: „Lege ich mir Rechenschaft darüber ab, wie sich meine Meinungen auf meine Wahrnehmungen der Wirklichkeit auswirken? Wann habe ich zum letzten Mal eine Meinung geändert, weil ich eine Tatsache falsch eingeschätzt habe? Wer über die Protagonisten des postfaktischen Zeitalters schimpft, ist zu solchen Betrachtungen verpflichtet.“

In der Auseinandersetzung mit der AfD müssen die Kirchen diese Kunst pflegen. Deshalb hat Manfred Rekowski, der Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, Ende 2016 ein Gespräch mit der Parteivorsitzenden Frauke Petry geführt. Es ist in diesem Buch dokumentiert. Anders als der Katholikentag hat der Evangelische Kirchentag die AfD zum Gespräch eingeladen. Und anders als katholische Bischöfe haben evangelische Kirchenführer die Partei nicht generell aus dem Konsens des Christlichen herausdefiniert und sie als unwählbar für Christen bezeichnet. Sie sind stärker in die sachliche Auseinandersetzung gegangen. Das ist der kirchengemäße Weg. Auch die katholische Kirche wird daran nicht vorbeikommen.

Stephan Lange
Begründet glauben
Denkangebote für Zweifler & Skeptiker



Willkommen im Supermarkt der Religionen

Vielleicht konnte ich Sie für den Gedanken erwärmen, dass es auch heutzutage noch eine vernünftige Annahme ist, von der Existenz Gottes auszugehen. Wenn dem so ist, muss ich Ihnen leider mitteilen, dass die Arbeit jetzt erst so richtig losgeht! Denn selbst wenn man davon ausgeht, dass Gott existiert, ist ja noch nichts darüber gesagt, welche Religion denn nun stimmt. Ich habe es eingangs schon einmal erwähnt: Eine Weltsicht stimmt natürlich nicht deshalb, weil man mit ihr groß geworden ist oder vielleicht sogar nur sie kennengelernt hat.

Sie verstehen sicherlich, worauf ich hinaus will: Weltbilder sind nicht per se richtig. Wer denkt, dass sein christlicher Glaube stimmt, weil seine Eltern Christen sind und/oder er schon immer in eine christliche Gemeinde gegangen ist, der muss sich zu Recht den Vorwurf gefallen lassen, dass das ein sehr schlechtes Argument für die eigene Überzeugung sei. Diese unbequeme, aber trotzdem berechnete, Gardinenpredigt muss freilich auch jeder Atheist, Agnostiker, Moslem, Buddhist, Hindu etc. über sich ergehen lassen.

Haben nicht alle irgendwie Recht?

Kritik müssen sich aber auch die sogenannten „Relativisten“ gefallen lassen. Menschen, die fragen: „Kann es nicht sein, dass alle irgendwie Recht haben? Führen nicht alle Religionen zu Gott?“ So gut ich diesen Ansatz nachvollziehen kann – immerhin verfolgt er ja einen zutiefst friedensstiftenden Gedanken –, so simpel ist meine Kritik daran: *Wenn sich zwei Leute in einer Sache widersprechen, können beide nicht gleichzeitig richtig liegen.* Hierzu zwei Beispiele von vielen möglichen:

Buddhisten und Muslime widersprechen sich bereits in der Frage, ob Gott überhaupt existiert. Während Buddhisten die Existenz Gottes verneinen, pochen Muslime (und nicht nur sie) vehement darauf. Aber nur einer kann Recht haben!

Muslime und Christen widersprechen sich im Punkt der Kreuzigung Jesu. Während Muslime nach Sure 4, 157 davon ausgehen, dass Jesus „weder getötet noch gekreuzigt“ wurde, ist die Kreuzigung Jesu einer der zentralen Bestandteile des christlichen Glaubens. Aber nur einer kann Recht haben! Auch die zentrale Frage, wie Gott ist, beantworten Christen und Muslime vollkommen unterschiedlich: Während Christen sagen, dass wir es bei Gott mit einem Wesen zu tun haben, das sich in *drei Personen offenbart*, sagen Muslime, dass Gott ein einziger ist.

Keine geringere als die Logik verbietet uns also davon auszugehen, dass alle Religionen gleichzeitig stimmen können. Das darf nun natürlich nicht so verstanden werden, als sei der interreligiöse Dialog dazu verdammt, ein intoleranter zu sein. Ganz im Gegenteil. Ich denke, gerade Christen sollten sich für ein Toleranzverständnis wie das folgende stark machen:

Als Christ habe ich eine Weltsicht, die ich für überzeugend halte; aber ich kann es problemlos aushalten, wenn andere Leute sagen, dass der Atheismus, der Agnostizismus, der Islam etc. die richtige Sichtweise ist. Ich teile diese Ansicht zwar nicht und denke sogar, dass der andere hier nicht richtig liegt. Trotzdem werde ich jeder Person stets mit vollem Respekt, Freundlichkeit und Wertschätzung begegnen. Nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis!

Ich halte diese Einstellung für Christen für richtig, da sie schlichtweg „bibel-kompatibel“ ist. Im Neuen Testament, sprich im Gründungsdokument der Christen, lesen wir, dass uns Jesus Folgendes zumutet:

„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zu Gott, dem Vater, außer durch mich.“ (Joh 14,6)

Und im gleichen Neuen Testament sagt er:

„Liebt eure Feinde; tut denen Gutes, die euch hassen; segnet die, die euch verfluchen; betet für die, die euch Böses tun.“ (Lk 6,27)

Jesus fordert Christen also dazu heraus, jedem Menschen, selbst dem, der einem nichts Gutes will, mit höchster Wertschätzung zu begegnen! Nicht einfach nur mit Toleranz, sondern mit Liebe. So sollte ein Toleranzverständnis sein, für das Christen sich stark machen. Toleranz richtig verstanden steht dann auch nicht im Widerspruch zu einem absoluten Wahrheitsanspruch. Es ist sehr gut möglich, auf diese Art und Weise tolerant zu sein und zugleich einen Wahrheitsanspruch zu erheben. Ich würde sogar so weit gehen und sagen, dass man für das werben darf, was man für die Wahrheit hält. Natürlich mit der klaren Einschränkung, dass dieses Werben nur höflich und mit den Mitteln des Arguments geschehen darf. Es gilt also, positiv um die Wahrheit zu ringen.

Wer nun meint, dass das inhaltliche Zentrum jeder Religion doch die gute alte „Nächstenliebe“ sei, muss sich korrigieren lassen. Die Kernbotschaft des Buddhismus besagt z.B., dass alles Leben leidvoll und frustrierend ist. Dieses Leid hat seine Ursache in den menschlichen Begierden und nur durch deren Erlöschen erlischt auch das Leiden. Der Weg zu dieser Befreiung wird im Rahmen des sogenannten *Edlen Achtfachen Pfades* beschrieben. Die Kernaussage im Islam ist dagegen in den *Fünf Säulen des Islam* verankert. Die Religionen machen es uns nicht so leicht zu sagen, dass Nächstenliebe ihr zentrales Ziel sei.

Wo also beginnen? Ich würde mich der Naivität schuldig machen, wenn ich Ihnen empfehlen würde, gerade den gottgläubigen Standpunkt für voll zu nehmen, der Ihrer Kultur am ehesten entspricht. Nein, das wäre plump! Ich möchte Ihnen im Folgenden vielmehr drei Gründe vorstellen, warum es meiner Ansicht nach Sinn ergibt, seine Suche nach Gott und Wahrheit zumindest einmal beim christlichen Glauben *zu beginnen*.

Christlicher Glaube vs. „religiöses Regelwerk“

Der Supermarkt der Religionen ist vielfältig und bunt. Wir stehen daher vor der nicht ganz so leichten Aufgabe, Ordnung ins „Chaos“ zu bringen. Es tut daher gut, der ganzen Sache etwas Struktur zu verleihen. In der Welt der Religionen wird uns häufig ein prächtiges Ziel vor Augen gemalt: der Himmel, die Erlösung, die Erkenntnis. Religionen sind zumeist sehr gut darin, uns dieses Ziel in den schillerndsten Farben zu malen und dann zu sagen: „Du willst doch dahin, oder? Wir werden dir sagen, wie es geht. Folgende Regeln musst du einhalten. Und wenn du dich bemühst und anstrengst, kommst du vielleicht zu diesem herrlichen Ziel.“ Im Buddhismus findet sich diese „Anleitung“ wie gesagt im *Edlen Achtfachen Pfad*, im Hinduismus in der *Varnashrama Dharma*, im Judentum in den 613 Mitzwot (248 Gebote und 365 Verbote) und im Islam in den *Fünf Säulen des Islam*.

Religionen – und ich kann hier die christliche Tradition leider nicht ausnehmen – haben es immer sehr gut hinbekommen, uns diesen Weg zu diktieren. Er kann beschwerlich, manchmal auch einfacher sein; aber die „religiöse Regel“ hinter den jeweiligen Anleitungen ist immer die gleiche. Aus religiöser Perspektive ist das natürlich praktisch: Wenn ein Mensch an diesen Versprechungen zweifelt, braucht man nur zu fragen: „Bist du dir sicher, dass du alles eingehalten hast? Hast du dir auch wirklich Mühe gegeben?“

Ein Alleinstellungsmerkmal des christlichen Glaubens ist nun, dass er in seinem Kern diesem religiösen Regelwerk *widerspricht* – es wird stattdessen gesagt: „Du musst und kannst dir deine Erlösung nicht erarbeiten oder verdienen. Nicht einmal durch das perfekte Einhalten der Gebote. Indem Gott in Jesus selbst Mensch wurde und für deine Verfehlungen am Kreuz gestorben ist, hat er bereits alles getan, damit du zu ihm kommen kannst. Alles, was du zu tun brauchst, ist, dieses Angebot zur Vergebung ehrlich in Anspruch zu nehmen.“ In den Worten des Neuen Testaments:

Denn auch durch das Befolgen von Gesetzesvorschriften steht kein Mensch vor Gott gerecht da. Das Gesetz führt vielmehr dazu, dass man seine Sünde erkennt. ... Denn wir gehen davon aus, dass man aufgrund des Glaubens für gerecht erklärt wird, und zwar unabhängig von Leistungen, wie das Gesetz sie fordert. (Röm 3,20ff.)

Christlicher Glaube ist daher, wie der Theologieprofessor Timothy Keller richtig sagt, nicht religiös oder irreligiös: Er ist grundsätzlich anders. Gott hat also aus christlicher Sicht ein Problem mit Religion! Wer im Laufe der Zeit religiösen Regelwerken oder Denkstrukturen skeptisch gegenübersteht, ist folglich in allerbesten Gesellschaft.

Jesus fasziniert sie alle!

Wer sich die verschiedenen Religionen näher anschaut, kommt zu einer unerwarteten Entdeckung: In den meisten wurde die Person Jesu in das jeweilige religiöse System integriert – und das stets in einer sehr bedeutsamen Funktion. Das macht Jesus in der Tat einzigartig! Kein anderer Glaubensstifter kann das von sich behaupten. Wir finden weder Buddha, noch Mohammed, noch sonst jemanden in „Fremdreligionen“ durchgängig wieder – Jesus schon:

- Für viele gläubige Hindus ist Jesus eine der zehn körperlichen Manifestationen Vishnus.
- Viele Buddhisten – darunter auch der aktuelle Dalai Lama – sehen Jesus als Bodhisattva an, ein Erleuchtungswesen, das nach allerhöchster Erkenntnis und „Buddhaschaft“ strebt.
- Für Muslime ist Jesus ein großer Prophet, der Wunder vollbracht hat, das „Wort Gottes“ ist und am Ende der Tage wiederkehren wird.
- Auch in vielen anderen Religionen (Baha‘i, Zeugen Jehovas, Mormonen, Sikhs, Unitarier, Jains, Religious-Science-Bewegung usw.) kommt Jesus eine wichtige Rolle zu.

Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht abwegig, sich einmal intensiver mit der Person Jesu auseinanderzusetzen – immerhin fasziniert er so gut wie alle!

Reiner Strunk

Verzehrende Flammen

Pfarrer Beermanns dritter Fall. Ein Kirchenkrimi



Pfarrer Beermann muss sich mit seiner ihm zugeteilten neuen Vikarin auseinandersetzen, da sie sehr moderne Ansichten vertritt und in Beermanns Refugium eindringt.

Darüber hinaus erschüttert ein Brandanschlag Kirche und Menschen, denn ein Kollege Beermanns entrinnt nur knapp und schwer verletzt den Flammen.

Wie das sein konnte, dass er überlebt, erfährt Pfarrer Beermann von Erwin ...

Seinen Besuch hatte Beermann nicht erwartet. Erwin klingelte auch nie an der Pfarramtstür wie andere Schnorrer, die sich auf der ‚Durchreise‘ befanden und um ein Butterbrot baten. Gewöhnlich wimmelte Beermann sie ab, bis auf einen, den Baron, der nur einmal im Jahr vorstellig wurde, regelmäßig kurz vor Weihnachten. Der Baron achtete peinlich genau auf Kleidung und gute Manieren und verstand es, jedes Mal eine abenteuerliche Schicksalsepisode aus seiner jüngsten Vergangenheit aufzutischen, die phantasie reich erfunden und glänzend komponiert war. Beermann schätzte die Erzählungen des Barons, lud ihn in sein Amtszimmer ein, glaubte ihm kein Wort und honorierte die Vorstellung mit einem Geldschein. Der Baron war ebenfalls zufrieden, wünschte gesegnete Feiertage und zog davon, um nach Ablauf eines Jahres pünktlich wieder auf der Matte zu erscheinen. Er war der begnadete Gentleman unter den Schnorrern und erwarb sich bei Beermann den Ehrentitel ‚Baron‘, weil er die Würde und das besondere Talent eines Münchhausen ausstrahlte.

Erwin war von völlig anderer Art. Nach Möglichkeit mied er die Stadt mit ihrem Menschengewimmel und campierte irgendwo in den Wäldern der näheren Umgebung. Seine Habe trug er in zwei Plastiktüten mit sich herum. Ein Zivilisationsflüchter. Einer, den die Natur ins falsche Zeitalter geworfen hatte und der die Gegenwart als Fremde erlebte. Seine Seele war unbefleckt, mehr oder weniger,

sein Inneres jedenfalls reiner als seine äußere Erscheinung. Manchmal hockte er vor Gottesdienstbeginn an der Kirchentür, hielt seinen speckigen Hut hin und schaute verlegen weg, wenn Leute ein paar Münzen hineinwarfen. Erwin war Wahlschwabe, und wenn er sprach, was ihn immer Überwindung kostete, hörte man seine Berliner Herkunft deutlich heraus.

Nun stand er gebeugt wie ein reumütiger Sünder vor dem Pfarrer und machte ein trauriges Gesicht. Beermann fragte, worum es gehe.

„Ja, worum“, sagte Erwin tiefgründig, „et is nu mal so, dat et mir piekst.“

„Und weshalb piekst es, Erwin, und wo überhaupt?“

Er schaute hoch, die Augen aufgerissen wie in plötzlichem Erschrecken: „Im Jewissen, Herr Pfarrer, verstehn Se, im Jewissen, da piekt's mir jewaltich, und det mag ick nich aushalten.“

Gut. Fürs Gewissen war er zweifellos zuständig, der Pfarrer Beermann, und deshalb forderte er seinen Besucher auf, einzutreten und in seinem Amtszimmer Platz zu nehmen. Sekretärin Brotbeck rümpfte missbilligend die Nase, als die beiden an ihrer geöffneten Bürotür vorbeigingen, und tatsächlich gewann Beermann den Eindruck, hinter seinem Gast in einer Wolke von strengen Ausdünstungen zu wandeln.

Gesprächig wurde Erwin nicht. Er ließ seinen Blick über Beermanns Bücherregale schweifen, die hoch bis unter die Decke reichten, und war sichtlich eingeschüchtert von der versammelten Übermacht der Worte.

„Also“, begann Beermann, „warum zwackt es denn im Gewissen?“

Erwin holte tief Luft und wusste mit den Händen nicht wohin. „Nu ja“, meinte er zögernd, „is ja nich, weil ick wat verbochen hätt', Herr Pfarra. Verbochen hab ick nämlich jarnischt, det müssen Se mir jloben. Bloß jeholfen hab ick, eijentlich nischt andres als jeholfen.“

Beermann reagierte amüsiert: „Aber hören Sie, Erwin, wenn Sie nichts verbochen, sondern bloß geholfen haben, dann besteht doch überhaupt kein Anlass für ein schlechtes Gewissen.“

„Hab ja auch nischt jesagt von ‚schlechtem Jewissen‘“, korrigierte Erwin, „man bloß, dat et mir piekst.“

Jetzt wird er auch noch spitzfindig', dachte Beermann und richtete sich auf ein zähes Zwiegespräch ein, um Erwins Geheimnis zu lüften.

Heraus kam allerdings Überraschendes. Erwin war zufällig auf dem Gehweg über dem Ausstellungskeller vom Kollegen Hus unterwegs gewesen und hatte lautes Rufen und Klopfen gehört. Seiner Gewohnheit, Peinlichkeiten aus dem

Weg zu gehen, war er spontan gefolgt und hatte sich schnell aus dem Staub gemacht. Auf der nächsten Parkbank jedoch holte ihn sein Gewissen ein. Es nannte ihn einen ‚feigen Hund‘ und klagte ihn der unterlassenen Hilfeleistung an. Richtig empört verfuhr es mit ihm. Also ließ Erwin sich mehr unter Zwang als aus freien Stücken umstimmen, lief zurück, die Kellertreppe hinunter bis zur eisernen Tür, an die vorhin noch mächtig gepoltert wurde. Jetzt polterte nichts und niemand mehr. Es herrschte eine Grabesstille, die Erwin erneut in Schrecken versetzte, sodass er drauf und dran war, sich davonzustehlen. Hätte nur dieses empfindliche Gewissen endlich Ruhe gegeben. Es veranlasste ihn, stark zu bleiben und die Tür zu öffnen. Sie ließ sich aber nicht öffnen. Stattdessen quoll dunkler Rauch unter der Tür hervor, der von einem Brand im Inneren herrühren musste. Erwin rief und erhielt keine Antwort. Er schaute sich hilflos um und entdeckte plötzlich einen großen Schlüssel auf dem Boden neben der Kellertür. Den hob er auf, steckte ihn ins Schloss, die Tür ging auf. Eine grauschwarze, stinkende Wolke überfiel ihn, hüllte ihn vollkommen ein. Ein paar Augenblicke musste er deshalb warten, dann drang er in den Kellerraum ein. Das Feuer ersticken zu wollen, war aussichtslos, und Erwin machte erst gar keine Anstalten dazu. Er suchte einen Menschen und fand ihn zusammengesunken hinter einer Glasvitrine. Ob er noch lebte, war nicht festzustellen. Er zerrte dem Mann die brennende Hose von den Beinen und schleifte ihn auf dem Boden zum Ausgang. Danach schlug er die Kellertür wieder zu. Viel zu aufgeregt, sich mit der geborgenen Person weiter zu befassen, rannte Erwin davon, fand am Park eine der wenigen übriggebliebenen Telefonzellen, opferte zwei Münzen und wählte den Notruf. Dem Beamten verschwieg er seinen Namen, nannte aber den Ort, an welchem ein Schwerverletzter zu finden sei.

Biermann hatte gespannt zugehört und schüttelte am Ende den Kopf: „Eine tapfere Rettungstat, Erwin, aber was ich nicht verstehe: Warum haben Sie sich dünn gemacht, statt sich zu melden und gleich zu berichten, wie Sie den Mann aus dem Feuerofen herausgeholt haben?“

Erwin wunderte sich über die Begriffsstutzigkeit eines Pfarrers. „Wissen Se,“ erklärte er, „unsereins is meistens der Dumme. Ob de brav bist wie’n halber Engel oder ordentlich was auf’m Kerbholz hast. Du stehst rum und denkst nischt Böses und schon haben se dir beim Wickel und lochen dir ein. Nee, meen Lieba, wenn die mir im Brandkeller anjetroffen hätten, dann wärs doch klar wie dicke Tinte jewesen: Der war’s, der alte Herumtreiber, der mit seinem dreckigen Hals und mit seinen löchrigen Hosen. Nee, nee, nich mit mia! Alles hätten se mia in

die Schuhe jeschoben, det Feuer und den Anschlag auf'n Menschenleben, weil unser eins, die machen so wat, denen darf man nie über'n Weg trauen, und wenn se wat anjestellt haben, denn mogeln se sich raus und lügen det Blaue vom Himmel runter. Nee, dazu wollt' ick et nich kommen lassen, Herr Pfarra, und wenn det Jewissen“ – er klopfte sich theatralisch auf die Brust – „wenn det Jewissen nich so pingelich wär, dann hätt ick auch den Besuch bei Ihnen schön bleiben lassen.“

Beermann schmunzelte, weil er eine derart aufwendige Verteidigungsrede von Erwin nicht erwarten konnte. Er bedankte sich und wies darauf hin, dass er die Polizei informieren müsse. Aber keine Angst, dem Zeugen und Retter werde kein Nachteil erwachsen, dafür bürgte er. Man werde ihn vielmehr zum Helden erklären und sicher gebührend entlohnen. Erwin wiegte sein Haupt und blieb skeptisch. Der wahre Brandstifter war also immer noch nicht entdeckt. Ebenso wenig wie sein Tatmotiv.

Am Ausgang trafen sie auf Vikarin Engelhart. Sie trug einen Weidenkorb mit eingekauften Lebensmitteln am Arm, ihren Fahrradhelm auf dem Kopf und musterte Beermanns Gast mit deutlichem Interesse.

„Das ist Erwin, mein alter Freund“, erklärte Beermann.

„Ach so“, erwiderte sie, „alter Freund schon aus der Schule oder erst von der Studentenverbindung?“

Widerwillen gefiel Beermann ihre Schlagfertigkeit: „Er hatte mir Wichtiges zu berichten, hoffentlich habe ich seine Zeit nicht über Gebühr in Anspruch genommen.“

Die Vikarin wandte ihren Blick nicht von den abgewetzten Klamotten des Wohnsitzlosen und sagte: „Es ist Mittag, und ich kann mir vorstellen, dass Sie Hunger haben. Pfarrer Beermann wird wahrscheinlich noch nicht dazu gekommen sein, Sie einzuladen. Wenn Sie Lust haben, kriegen Sie in meiner Wohnung droben was zu essen. Es gibt Bratwürste im Kühlschrank und ein gutes Bier dazu. Und wenn Sie mögen, steht Ihnen außerdem meine Dusche zur Verfügung.“

Erwin machte ein Gesicht, als seien ihm Frauen generell verdächtig und diese hier mit ihrer offensiven Freundlichkeit nachgerade unheimlich. Er sagte keinen Ton, nickte knapp und hastete durch die geöffnete Haustür davon. Beermann grinste und zog sich in sein Amtszimmer zurück. Innerlich triumphierend.

© 2017 Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH, Neukirchen-Vluyn
Alle Rechte vorbehalten
Satz und Gestaltung: Grafikbüro Sonnhüter, Niederkrüchten
Gesamtherstellung: Basse Druck, Hagen
Printed in Germany
Bestell-Nr. Leseprobe: 9293



**neukirchener
verlag**

Neukirchener Verlagsgesellschaft mbH

Postfach 10 12 65

D-47497 Neukirchen-Vluyn

Andreas-Bräm-Str. 18/20

D-47506 Neukirchen-Vluyn

www.neukirchener-verlage.de

info@neukirchener-verlage.de

Telefon 0 28 45. 392 234

Leben aus dem Einen!

www.neukirchener-verlage.de